

Die arme Baronin [Fortsetzung]

Autor(en): **Keller, Gottfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 48

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647388>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Winter am Genfersee.

Ein kleiner Nieder-Byklus von Hans Peter Johner.

I.

Eine kranke Krähe lauert
Auf gefrorener Ackertrume.
Bitter, Eure Genfermühme
Noch in Wechselfiebern schauert.

Seht, schon riecht der Fuchs die Beute,
Duckt sich schleichend hinter Schollen.
Eurer Ruhme Feinde wollen
Beten für ihr Grabgeläute.

II.

Dent de Morcles, Dent du Midi,
Patrice custodes fidi,*
Dau'n vom Süden die Gefahren,
Helst das Vaterland b'wahren.
Vorbeer blüht zu Euren Füßen,
Wo auch die Kastanie reift.
Bitter soll's der Frevler büßen,
Der nach fremden Schätzen greift.

Dent du Midi, Dent de Morcles,
Fellenhöfner, Meienorgel,
Drauf der Schöpfer prälabierte,
Als er unter Eden zierte.
Alles bauten seine Hände,
Und, als es vollendet schien,
Schlug er um die hohen Wände
Seinen Herrscherhermelin.

III.

Nun sind die Feuer erloschen,
Des Herbstes Luhe verglät,
Die letzten Garben gedroschen,
Und ihre Spreu ist verpflät.

Es heulen die Winterstürme
Durchs Land wie ein herber Fluch.
Stumm blicken Wälle und Türme
Herab auf ein Leichentuch.

* Treue Wächter des Vaterlandes.

IV.

Ins Grau der Winternebel flücht
Das Frühlicht seinen roten Schein.
Noch hüllt der See sich frierend ein
In seine Schleier weiß und dicht.

Der Morgen naht, die Möven schrei'n,
Des Uferweges Lampenlicht
Sich seltsam blaß in Wellen bricht
Bis es verglimmt. — Ich bin allein.

Wo bist Du, liebes Angesicht
Voll Jugendbschimmer, warm und rein?
Die graue Kälte macht mir Pein. —
Ich such' umsonst, ich find' es nicht.

V.

Einsam ein Haus am Ufer steht,
In Schlaf verfunken und verträumt,
Bis einst die Woge brandend schäumt,
Vom Frühlingsturm herangeweht.

Die Wetterfahne auf dem Dach
Seufzt, wenn es draußen stürmt und zischt
Und über Mauern springt der Gisch;
Dann werden alle Geister wach.

Hoch ragt der alte Zedernbaum,
Er sah den Penz, des Sommers Pracht
Und, ach, so manche kalte Nacht
Betrachten seines Herbstes Traum.

Die Feder trägt die Schneelast schon,
Ein Ast tief bis zur Erde greift,
Dieweil der Wind ihr neckisch pfeift
Das Lied vom fernen Libanon.

VI.

Zwischen Nebeln stehn Zypressen,
Eines Friedhofs Eiland.
Ach, wir hatten weiland
Beide sinnend dort gesehn.

Legtest Deine Laute nieder,
An mein Herz Dein Köpfchen.
Deiner Wimpern Tröpfchen
Fielen auf ein zartes Wieber.

Als Dein süßes Lied erklangen,
Riß Dir eine Saite. — —
Du gabst ihr Geleite,
Traumbild voll Erinnerungen.

VII.

Lieber Freund, such nichts dahinter,
Daß ich hier noch etwas raste,
Drückt Savoyens früher Winter
Seine weiße Puderquaste

Auf des Leman grüne Hänge,
Will's mir fast verdrießlich scheinen,
Daß des andern Ufers Gänge
Sich mit unsren schlecht vereinen.

Trugig stehn die starren Berge,
Bis zur Sohle mehrbelleidet.
David-Goliath* ruft: Zuerge
Drüben Ihr, nun Euch bescheidet!

Ueber Genf die Wolken flirten,
Bildeten, seltsam sich traf es,
Die Silhouetten eines Hirten,
Eines kleinen, wackern Schafes.

Ach, die Lichter sind verglommen — —
Rosenwölkchen leicht zerfließen — —
Hirt, Dein Bild zerfloß, verschwommen
Ist das Schäfflein noch geblieben.

Aus dem Bülkerzeder-Wipfel
Tönt die Mahnung: Contenance!
Deiner phrygischen Wüge Zipfel
Hängt noch schief, ma belle France!

* Senator David-Frankreich, Anspielung a. d. Bonenfrage.

Die arme Baronin.

Von Gottfried Keller. (Fortsetzung).

Mit diesem Vorsatz kleidete er sich an und eilte, seinen Morgenkaffee zu nehmen, um sich ungesäumt auf den Weg zu machen. Allein trotz der vorgerückten Stunde war das Kaffeebrett nicht an der gewohnten Stelle zu erblicken; die Zimmer waren erkaltet und in keinem Ofen Feuer gemacht. Verwundert machte er eine Tür auf und horchte auf den Flur hinaus; es war nichts zu sehen und zu hören. Er zog die bewußte schöne Klingelschnur, aber es blieb totenstill in der Wohnung. Besorgt schritt er den Gang entlang, bis er an die Küchentür gelangte, und klopfte dort erst sanft, dann stärker, ohne daß ein Lebenszeichen erfolgte. Er öffnete die Tür, durchschritt die stille Küche bis zu einer andern Tür, welche in die Wohnstube der Baronin führen mußte. Dort pochte er wiederum behutsam und lauschte und horchte, hörte aber nichts als ein ununterbrochenes heftiges Atmen und zeitweiliges Stöhnen. Da öffnete er auch diese Tür und trat in das tiefe und düstere Zimmer, dessen kahle Wände von der Kälte bis zum Tropfen feucht waren; das nach dem Hofe hinausgehende Fenster bedeckte ein einfacher weißer Vorhang samt der dicken Stiderei von Eisblumen. Auf einem elenden Bette, das aus einem Strohsack, einem groben Leintuche und einer jämmerlich dünnen Decke bestand, lag die Baronin. Eine schmale, feine Gestalt zeichnete sich durch die Decke hindurch; der blasser Kopf lag auf einem ärmlichen Kissen und das feuchte nuchbraune Haar in verworrenen Strähnen um das Gesicht herum, das mit offenen Augen an die geweißte, feuchte Decke starrte. Sie war mit einem dünnen Flanelljäckchen angetan; die Arme und Hände, die auf der Wolldecke lagen, schlotterten demnach von Kälte und Fieber zugleich, und ebenso zitterte der übrige Körper sichtbar unter der Decke. Erschröden trat Brandolf an das

Bett und rief die Kranke an; sie drehte wohl die Augen nach ihm, schien ihn aber nicht zu erkennen; doch hat sie mit schwacher Stimme hastig um Wasser. Stracks lief er in die Küche zurück, fand dort Wasser und füllte ein Glas damit. Er mußte ihr den Kopf heben, um ihr dasselbe an den Mund zu bringen; mit beiden Händen hielt sie seine Hand und das Glas fest und trank es begierig aus. Dann legte sie den Kopf zurück, sah den fremden Mann einen Augenblick an und schloß hierauf die Augen.

„Kennen Sie mich nicht? Wie geht es Ihnen?“ sagte Brandolf und suchte an ihrem dünnen und weißen Handgelenk den Puls zu finden, der sich mit seinem heftigen Zagen bald genug bemerklich machte. Als sie nicht antwortete, noch die Augen öffnete, eilte er zu der Hausmeisterin hinunter, die im Erdgeschoß hauste, und forderte sie auf, zu der Erkrankten zu gehen und Hilfe zu leisten, während er einen Arzt herbeiholte. Er selbst machte sich unverzüglich auf den Weg, dies zu tun; er war dem bewährten Vorsteher eines Krankenhauses befreundet und suchte ihn an der Stätte seiner vormittäglichen Tätigkeit auf. Der Arzt beendete so rasch wie möglich die noch zu verrichtenden Geschäfte und fuhr dann unverweilt mit dem Freunde, den er in seinen Wagen nahm, nach dessen Wohnung. „Du hast da eine wunderliche Wirtin gewählt“, sagte er scherzend; „am Ende, wenn sie stirbt, bekommst du noch Pflegekosten, Begräbnis und Grabstein auf die Rechnung gesetzt und kannst alsdann ausziehen!“

„Nein, nein!“ rief Brandolf, „sie darf nicht sterben! Ich hab' es einmal auf dies mysteriöse Bündel Unglück abgesehen, und es ist mir fast zumute wie einem schwachen Weibe, dem das Kind erkrankt ist!“

Er erzählte dem Arzt, solange der Weg es noch erlaubte, einiges von der Lebensart der Baronin. Jener schüttelte immer verwunderter den Kopf. „Lohausen!“ sagte er,

„wenn ich nur wüßte, wo ich den Namen schon gehört habe! Gleichviel, wir wollen sehen, was zu tun ist!“

„Das ist ja ein verträgliches Loch!“ rief er dann, als er das feuchte, kalte und finstere Zimmer betrat, in dem die Kranke lag. Sie war jetzt bewußtlos und hatte sich nach Aussage der Hausmeisterin nicht geregt, seit Brandolf fortgegangen. Nach kurzer Betrachtung erklärte der Arzt den Zustand für den lebensgefährlichen Ausbruch einer tiefen Erkrankung. „Vor allem muß sie hier weg“, sagte er, „und in ein rechtes Bett in guter Luft! In meinen Krankenzimmern wird sich leicht ein Platz finden, wenn wir sie hinbringen; die Einzelzimmer sind freilich im Augenblick alle in Anspruch genommen.“

„Wir können die menschen scheue Frau nicht dem Momente aussetzen, wo sie am unbekannten Orte und unter einer Menge fremder Gesichter zu sich kommt“, versetzte Brandolf, der das Kleinod seiner Teilnahme nicht aus dem Hause lassen wollte. „Und überdies“, sagte er, „haben wir es hier sichtlich mit verborgener und arg verschämter Armut zu tun, deren Gemütsbewegungen auch berücksichtigt sein wollen. Ich kann mein äußerstes Zimmer ganz gut entbehren; dort bringt man sie hin, setzt eine zuverlässige Wärterin hinein und schließt das Zimmer nach meiner Seite her ab, so sind beide Parteien ungestört. Hätten wir nur erst das Bett!“

„Ich habe hier neben in die Kammer hineingeguckt“, berichtete jetzt die Hausmeisterin, „und gesehen, daß die Stüde eines vollständigen schönen Bettes dort beieinander liegen. Der Himmel mag wissen, warum die wunderliche Dame auf diesem Armelüderschragen schläft, während sie ein so gutes Lager vorrätig hat!“

„Das will ich Euch sagen, Frau Hausmeisterin!“ sprach Brandolf, „sie tut es, weil sie das gute Bett spart, um nötigenfalls zwei Mieter einlogieren zu können. So viel habe ich gesehen, daß sie wahrscheinlich ihr Leben lang gewöhnt war, mit dem Entbehren immer an sich selbst anzufangen, vielleicht nicht aus Güte, sondern weil sie es für notwendig hielt. Denn die kleine, schmale Weibsgestalt unter dieser Dede ist ein wahrer Teufel von Unerbittlichkeit gegen sich und andere.“

Der Arzt aber warf nur ein: „So will ich eine gute Wärterin, die ich kenne, gleich selbst aufsuchen und herfenden.“ Worauf er sich in seiner Kutsche wieder entfernte, nachdem er noch angedeutet, er werde Verhaltensbefehle und Anordnungen der Wärterin mitgeben. Auch die Hausmeisterin mußte sich in eigenen Geschäften zurückziehen und Brandolf saß allein am Leidensbette der Fieberkranken, bis die Wärterin mit ihrem Korbe und ihren Siebensachen anlangte, von der Hausmeisterin begleitet. Zuerst wurde nun das bessere Zimmer eingerichtet und das gute Bett darin aufgeschlagen, und sodann die Ueberfiedlung der Baronin bewerkstelligt. Als die beiden Frauen sich nicht recht anzuschiden wußten, nahm Brandolf das franke Aschenbrödel, in seine Dede gewickelt, kurzweg auf den Arm und trug es so sorglich, wie wenn es das zerbrechliche Glüd von Edenhall gewesen wäre, hinüber und ließ hierauf die Weiber das Ihrige tun. Beide versorgte er mit dem nötigen Geld, um alles Erforderliche vorzusehen und zu beschaffen, und empfahl ihnen, die treulichste Pflege zu üben. Für sich selber bestellte er noch eine besondere Aufwärterin, welche des Morgens herkam und den Tag über dablief, so daß es in der sonst so stillen Küche auf einmal lebendig wurde.

Etwas länger als zwei Wochen blieb die Kranke bewußtlos, und der Arzt versicherte mehrmals, daß in dem zarten Körper eine gute Natur stecken müsse, wenn er sich erholen solle. Es geschah dennoch; die Fieberstürme hörten auf, und eines Tages schaute sie still und ruhig um sich. Sie sah das schöne Zimmer mit ihrem eigenen Geräte, die freundliche Wärterin und den behägigen Doktor, der mit tröst-

lichen Mienen und Worten an ihr Lager trat; aber sie frug nicht nach den Umständen, sondern überließ sich der schweigenden Ruhe, wie wenn sie fürchtete, derselben entrissen zu werden. Erst am zweiten oder dritten Tage fing sie an zu fragen, was mit ihr geschehen sei und wer für sie gesorgt habe? Als sie vernahm, daß es der Herr Mietmann sei, schwieg sie wieder und lag in stillem Nachsinnen; aber der Troß schien gebrochen, die Nachricht sie eher ein wenig zu beleben als zu beunruhigen.

Als Brandolf von der bessern Wendung hörte, wurde er sehr zufrieden und empfand etwas wie das Vergnügen eines Kindes, wenn ein lieber Gast im Hause sitzt und nun allerlei angenehme und merkwürdige Dinge in Aussicht stehen. „Wie wenig braucht es doch“, dachte er im stillen, „um sich selber einen Hauptpaß zu bereiten, und was für schöne Gelegenheiten liegen immer am Begrande bereit, wenn man sie nur zu sehen wüßte!“

Inzwischen hatte sich die Kunde von der erkrankten und von ihm gepflegten adeligen Wirtsfrau weiterverbreitet, und er bekam in den Kreisen, die er besuchte, davon zu hören, was ihn keineswegs belästigte. Er machte sich nur darüber lustig, daß er in das Haus gezogen sei, einen ungeordneten Drachen zu bändigen, und statt dessen nun den Kranken- und Armenpfleger spielen müsse. Durch das Gerede entwickelten sich dagegen ein paar dürftige Angaben über das Vorleben des Pfleglings. Als die Tochter eines im Nachbarstaate seßhaft gewesenen und verstorbenen Freiherrn von Lohausen sei sie mit einem Rittmeister von Schwendner verheiratet worden, habe sich aber nach einer dreijährigen unglücklichen Ehe von ihm scheiden lassen, und der pp. Schwendner sei dann in übeln Umständen verschollen. Brandolf empfand sogleich eine sonderbare Eifersucht gegen den Unbekannten und eine zornige Straflust, nicht bedenkend, daß er den Mann am Ende auch noch pflegen müßte, wenn er denselben in die Hände bekäme.

Nach ungefähr weiteren acht Tagen befand sich die Baronin entschieden auf dem Wege der Genesung, wenn keine schlimmen Einflüsse dazu kamen. Brandolf war sehr begierig, das gerettete Wesen anzusehen, und ließ durch die Wärterin ordentlich anfragen, ob die Frau Baronin seinen Besuch empfangen würde. Denn er wollte auch im Punkte der Höflichkeit zur Befestigung ihrer Gesundheit beitragen und gutmachen, was sie als dienende Wirtin in ihrer Vermummung erlitten haben mochte. Kurzum, es sollte alles wohlwollend und freundlich hergehen, solange er die Hand im Spiele hatte.

Als er den Bericht erhielt, daß sie seinen Besuch erwarten wolle, zog er einen Ausgehrock und Handschuh an und begab sich in das Krankenzimmer hinüber.

Er erstaunte nicht wenig, sie in ihrem hübsch zugestückten Bette liegen zu sehen, und hätte sie beinahe nicht wieder erkannt, angetan wie sie war mit reinlich weißem Gewande und mit dem vergeistert weißen Gesicht, das von dem leicht aber schidlich geordneten Haar umrahmt wurde. Sie richtete mit großem Ernst die Augen auf ihn, als er auf einem Stuhl Platz nahm, den die Wärterin neben das Bett gestellt hatte. Ihr Blick haftete zerstreut und aufmerksam zugleich an seinem Gesicht und schien dasselbe neugierig zu prüfen, während er nach ihrem Befinden frug und seine Zufriedenheit über ihre Wiedergenesung ausdrückte.

„Ihr Freund, der gute Herr Doktor“, sagte sie leis, „meint, ich werde gesund werden.“

„Er ist davon überzeugt und ich auch, denn er versteht es!“ erwiderte Brandolf, und sie fuhr fort:

„Sie haben es nicht gut getroffen mit Ihrer Wohnung! Statt besorgt und bedient zu werden, wie es sich gehört, mußten Sie die Wirtin versorgen und bedienen lassen, die Sie nichts angeht!“ (Fortsetzung folgt.)